

Das Talerwerk 1959 : der Ankauf des Urwaldes von Derborence

Autor(en): **Zeller, Willy**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Heimatschutz = Patrimoine**

Band (Jahr): **54 (1959)**

Heft 2-de

PDF erstellt am: **14.05.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-173696>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Wie ein Ungeheuer aus der Urzeit starrt dieser einstige König des Urwaldes dem Besucher entgegen.

Das Talerwerk 1959: Der Ankauf des Urwaldes von Derborence

«Derborence, le mot chante doux; il vous chante doux et un peu triste dans la tête. Il commence assez dur et marqué, puis hésite et retombe, pendant qu'on se le chante encore, Derborence, et finit à vide, comme s'il voulait signifier par là la ruine, l'isolement, l'oubli.»

Mit diesen Worten charakterisiert C. F. Ramuz in seinem vielgelesenen Roman ‚Derborence‘ den Namen der geheimnissschweren Landschaft, die südwärts unter

den Diablerets – den Bergen des Teufels – zwischen himmelanstürmenden Felswänden eingeschlossen ist. Der dunkle Grat läuft aus in die ‚Tête d’Enfer‘ (den Höllenkopf); man spricht dort droben von den ‚Quilles du diable‘ (dem Kegelspiel des Teufels) – und wer aus dem blühenden Mattengrund über die Weidehöhen von Anzeinde gegen die Höhe steigt, ja, dem mag es plötzlich den Atem verschlagen, weil sich hart unter ihm ein riesiges Loch im Gelände öffnet, übersät mit haushohen Blöcken, endlosen Schuttbahnen, einem wahrhaft satanischen Durcheinander, in dem kein Leben ist. Der Volksmund hat das rechte Wort gefunden: Diablerets – Berge des Teufels.

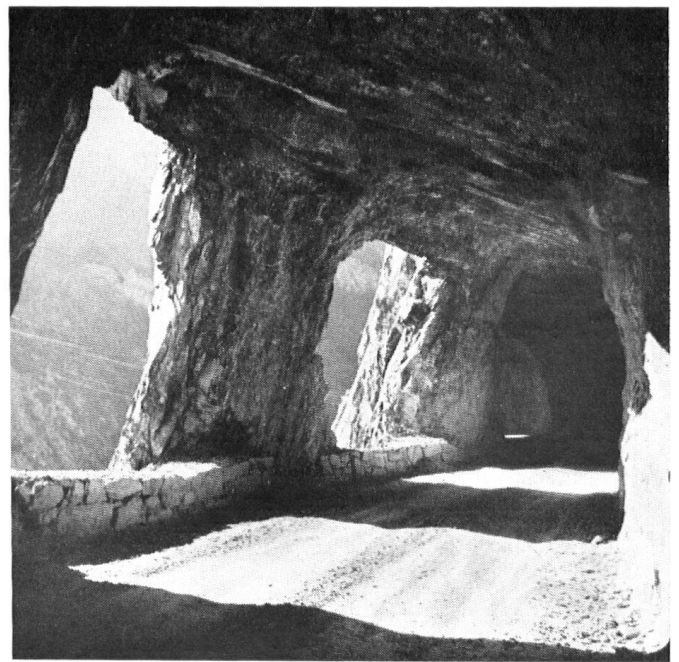
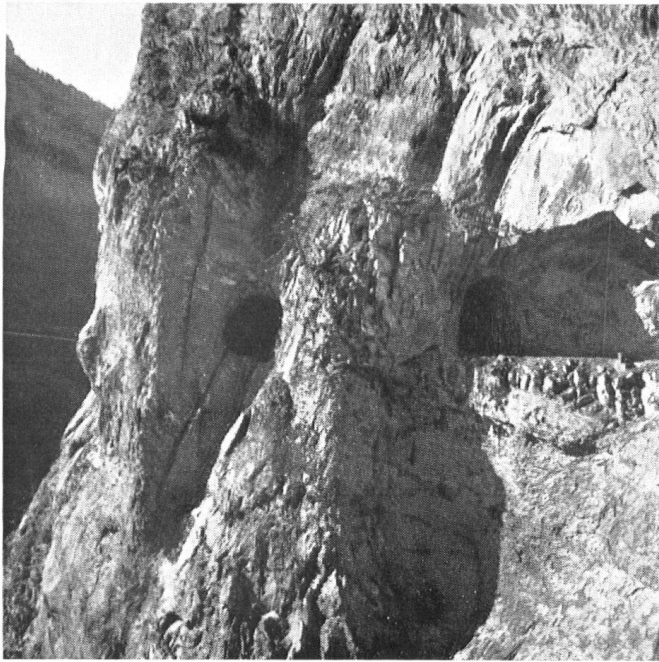
« C’est que ça est toujours tombé, d’aussi loin qu’on se souviennne! » So sagt in Ramuz’ Roman der alte Hirt Séraphin zum jungen Antoine, demselben, den der fürchterliche Bergsturz vom 23. September 1714 verschütten wird, demselben, der sich nach sieben Wochen lebendigen Begrabenseins befreien und – ist es ein Mensch? Ist’s nur sein Geist? – in sein Heimatdorf zurückkehren kann. Düstere Sagen flüstern aus den Wäldern, vor allem aus jenem einen, für den es in schweizerischen Landen kein Ebenbild mehr gibt: dem Urwald von Derborence.

Was der Historiker weiß

Weiß er überhaupt etwas Sicheres? In diesem unheimlichen Alpenwinkel durchdringen sich nachweisbare Tatsachen und gruselige Mären in einer sonderbaren Art. Das Datum der Katastrophe vom 23. September 1714 steht freilich fest; doch eine Chronik jener Zeit will wissen, daß schon am 24. Juni dieses Jahres der Sex Diableret begonnen habe, Trümmer um sich zu schleudern. Darauf bemühte sich der Pfarrherr selber aus dem Tal herauf, segnete die Alpen und beschwor die bösen Geister – eine Zeitlang blieben die Teufel in den Flügen still, bis vierzehn Tage vor der Alpentladung ein dumpfes Grollen, ein verhaltenes Dröhnen aus dem Innern des verwünschten Berges klang: die Berner Teufel lagen abermals mit den Diablen valaisans im Streit. Niemand konnte voraussehen, wer von ihnen obsiegte; aber ein Grauen packte viele der Älpler, und hastig trieben sie ihre Herden talaus. Nur ihrer zwei Dutzend blieben zurück.

Und dann geschah es. Der Frühherbst zog mit einem strahlend hellen Sonntag über das Tal; alles schien sich seines Daseins zu erfreuen – da erbebt zwischen zwei und drei Uhr nachmittags der Berg in seinem Innern, der Riesenzapfen des Sex Diableret schien in sich zusammenzubrechen, der ganze anschließende Felsriegel wurde von satanischen Kräften mitgerissen, ein Katarakt von haushohen Blöcken, Steinen, Schutt und Staub stürzte zu Tal, zersplitterte die jahrhundertalten Tannen und Lärchen oder warf sie mitsamt den Wurzeln in das Chaos, Hütten, Ställe, das Kapellchen, vierzehn Menschen beiderlei Geschlechts, über hundert Kühe und eine ungezählte Schar von Ziegen, Schafen, Schweinen überschüttend. Bis zum heutigen Tag liegen sie unter dem furchtbaren Getrümmer. Lange noch lastete eine schwere Staubwolke über dem ehemals lachenden Talkessel von Derborence. Die Derbonne, der Pessot und die Lizerne wurden durch den riesigen Schuttfächer aufgestaut und bildeten Seen – Leichenstille herrschte über dem Gelände, und selbst die Teufel in den Wänden droben schienen zu erschrecken über dem, was sie hier angerichtet hatten.

Und dennoch waren auch Wunder geschehen. Da war Séverin Antonin aus dem Dorfe namens ‚Erde‘, welcher zur selben Stunde Pfähle für seinen Weidhag spitzte. Als das Dröhnen anschwellte, blickte er auf, sah den Berg kommen und stürzte sich kopfvoran in den Schweinestall, der in den Hang gegraben war. Über seinem Kopf riß der mörderische Felsenstrom die Hütte und den Stall samt allem Vieh in die Tiefe – als es stiller wurde, kletterte er mühsam durch eine Ritze im Gewirr empor. Doch fahle Finsternis umgab ihn, und in der qualmerfüllten Luft



*Auf dem Wege nach
Derborence.*

*Es blieb der neuzeitlichen
Technik vorbehalten, im
vergangenen Jahr fünf die
stellenweise lotrecht ab-
stürzenden Felsflanken zu
durchbohren, ja, eine
ganze Tunnelfolge auszu-
sprengen, durch welche
jetzt der Zugang zum Tal-
kessel von Derborence er-
leichtert worden ist. Der
Wildwald selber freilich
ist vom Ende der Fahr-
straße aus nur durch har-
tes Steigen zu Fuß erreich-
bar.*

fand er kaum Atem. Aber da hörte er eine Frauenstimme, aus welcher Schmerzen, Angst, Verzweiflung schrie: es war die Magd der Possey-Sippe, welche mit einem Kind zurückgeblieben war, um es zu betreuen, während die Eltern sich mit ihrem Vieh bereits talwärts begeben hatten. Erst konnte Antonin die um Hilfe Rufende nicht entdecken; doch als er näher kam, sah er zu seinem Grauen, daß die Magd bis zum Hals im Bergsturz begraben war. Mühsam entfernte er die Blöcke und legte die Arme der Magd frei; aber alles Ziehen war vergeblich, bis ihm die Erleuchtung kam, daß die zahlreichen handgesponnenen Unterröcke der Walliser Tracht das Hindernis für ihre Rettung waren. Kurzerhand zog er sein Taschenmesser und schnitt die Träger durch, und siehe da, die vor Schreck halbtote Jungfrau stieg aus dem Grab « dans le très simple appareil de la Vérité sortant de son puits ». Über dem ihr anvertrauten Töchterlein jedoch mußte sein Schutzengel gewacht haben: es hatte sich einfach zu Boden geworfen und sein Taschentüchlein über den Kopf gelegt, um nichts von all dem Fürchterlichen sehen zu müssen – und lag völlig unverwundet zwischen den mächtigen Blöcken.

Es war noch nicht zu Ende: im Jahre 1749 erfolgte abermals ein schwerer Sturz, der an die vierzig unversehrt gebliebene Hütten und Ställe zerstörte. Diesmal hatten die Sennen beim ersten unterirdischen Grollen die Flucht ergriffen; so wäre es ohne Verlust an Menschenleben abgegangen, wenn nicht fünf Holzerknechte aus dem Bernischen, die drunten in der Schlucht der Lizerne arbeiteten, der drohenden Gefahr gespottet hätten: «Die Berner Teufel in den Flügen der Diablerets machen uns keine Angst – als Leute gleichen Stammes werden sie uns wohl in Ruhe lassen!» Sie täuschten sich: in der Lawine aus Blöcken und Stämmen wurden sie in den Tod gerissen.

Am 1. Juli 1881 löste sich erneut ein ungeheurer Fels zwischen dem Gipfelsignal und der Tête de Vozé, ließ im Niederschmettern den Berg erzittern und die Herzen der Älpler erbeben. Und noch Anno 1944 brach eine ganze Felsfront zusammen und füllte die Luft mit einem gelben Qualm, der tagelang nicht weichen wollte. Wer zu lauschen versteht, dem mischt sich heute noch zuzeiten in das Wasser-, in das Wälderrauschen das verhaltene Gepolter von Blöcken, die sich hinterlistig aus den Wänden lösen: Quilles du diable – Kegelspiel des Teufels!

See und Urwald von Derborence

Oberhalb des vom Bergsturz über das Tal geworfenen Querriegels hat sich der liebliche See von Derborence gebildet. An seinem Schattenufer und dem aufsteigenden Berghang aber liegt der Urwald, dessen Ankauf das *große Talerwerk* des Jahres 1959 werden soll. Dem Zusammenbruch des Berges verdanken wir also nicht nur das Entstehen des Sees; er hat auch bewirkt, daß es unmöglich war, durch die Wüstenei der Trümmer und Felsblöcke einen Forstweg bis zum Wald an seinen Ufern anzulegen, um das Holz zu schlagen und es abzuführen. Mit andern Worten: was einem Weltuntergang glich, hat oberhalb der Zone der Zerstörung ein kleines Naturwunder neu geschaffen und ein anderes größeres vor des Menschen Hand bewahrt bis zum heutigen Tag.

Der Urwald am Ufer des Sees von Derborence ist den Forstleuten und Wissenschaftern schon lange bekannt. Sie haben ihn des genauesten durchforscht und durch einen Vertrag mit der Gemeinde Conthey, der Grundeigentümerin, am 2. Juli 1955 bis auf weiteres unter Schutz gestellt. Endgültig gesichert wird der Wald aber erst sein, wenn er Eigentum des Schweizerischen Bundes für Naturschutz wird. Die Bürgergemeinde Conthey hat dafür schönes Verständnis bewiesen. Am 26. April 1959 hat sie beschlossen, einem Verkauf des rund fünfzig Hektaren umfassenden Geländes zum Preise von Fr. 100 000.– zuzustimmen. Lohnt sich dieser hohe Einsatz? Die Antwort mag das Gutachten geben, welches das 'Institut für Waldbau' der Eidgenössischen Technischen Hochschule in Zürich unter der Leitung von Prof. H. Leibundgut ausgearbeitet hat. Wir entnehmen ihm folgende Sätze:

«Das Reservat wurde in sechs Abteilungen unterteilt, wovon die Abteilungen eins bis vier den eigentlichen Urwald umfassen, die Abteilungen fünf und sechs die Fläche zwischen Hangfuß und See mit interessantem, kaum beeinflusstem Pionierwald. Das Urwaldreservat liegt in 1445–1625 m ü. M. an einem 35–45 Grad geneigten Nord-Nordwesthang, die Pionierwald-Reservatsfläche in nahezu ebener Lage auf 1405–1455 m ü. M. Die Bestockung besteht in den Abteilungen eins bis vier aus Weißtanne und Fichte mit eingesprengten, meist nur strauchförmigen Buchen und Lärchen. Der Pionierwald der Abteilungen fünf und sechs setzt sich aus Lärchen, aufrechten Bergföhren, Aspen, Birken und Fichten zusammen. Sowohl der Tannen-Urwald als auch der Pionierwald dürfen in ihrer Unberührtheit als *einzigartig für die Schweiz, wenn nicht das gesamte Alpengebiet bezeichnet werden*. Unsere Aufnahmen zeigen, daß der Wald von Derborence in seiner Struktur alle typischen Phasen der Tannen-Urwälder umfaßt und für die waldbauliche Forschung ein Objekt von unschätzbarem und bleibendem Wert darstellt. – In den Abteilungen eins bis vier stocken insgesamt 71 Bäume mit einem Durchmesser von über einem Meter in Brusthöhe. Die stärksten Stämme messen in Brusthöhe bei Tanne 154 cm, 156 cm, 162 cm, bei Fichte 130 cm, 152 cm. Die maximalen Baumhöhen betragen bei Weißtanne 41 m, 43 m, 44 m, bei Fichte 35 m, 40 m, 43 m. Die größte Tanne weist eine Baummasse von 31 m³ auf. – Abgesehen vom Wert des Reservates im Sinne des Naturschutzes kommt ihm auch wissenschaftlich eine ganz einzigartige Bedeutung zu. Im natürlichen Verbreitungsgebiet der Weißtanne finden wir heute nur noch Urwälder in Bosnien, Montenegro, den Karpaten und in der Ostslowakei. Für das ganze westliche Alpengebiet dürfte der Wald von Derborence den einzigen Tannenurwald darstellen. Sein vollständiger Schutz erscheint daher sowohl vom Standpunkt des Naturschutzes als auch der Wissenschaft in bester Weise begründet.»

Der Botaniker hat das Wort

Vor vier Jahren hat Dr. Alfred Saxer, Botaniklehrer am Berner Gymnasium, eine vorzügliche Abhandlung über den 'Tannenwald von Derborence' geschrieben



*«Die Zeit heilt Wunden.»
Zwar sind die Nachwirkungen der beiden Bergstürze von 1714 und 1749 noch heute sichtbar; aber der oberhalb entstandene See von Derborence ist ein Idyll geworden. Zur Rechten zieht sich der Tannen-Urwald gegen die jäh Felsflanke empor. Aus der Ferne blickt der Mont Gond (2710 m) herüber.*

(„Die Alpen“, Monatsschrift des SAC, Juni 1955), der wir folgenden Abschnitt entnehmen:

«Die Bäume stehen in einem erbitterten Konkurrenzkampf untereinander, vor allem um das Licht; die ausgleichende Arbeit des Försters fehlt hier vollständig. Dieser Kampf führt zu einem innern Kreislauf, den jede Waldstelle mehr oder weniger vollständig durchmacht und der sehr lange Zeit braucht. Wir können sie aus den nebeneinander stehenden Stadien herauslesen, wie z. B. einer kleinen Gruppe von uralten mächtigen Bäumen. Ihre Äste fangen alles Licht ab, zudem fällt eine Menge von Nadeln, Zapfenschuppen, Borkenteilchen und Ästchen auf den Boden, wo eine dicke lockere Schicht gebildet wird. Meistens erneuert sich eine solche Waldstelle katastrophenmäßig. Der Sturm oder Schneedruck entwurzelt einen der überalterten Riesen; er stürzt mit voller Wucht auf die andern, sie zerschlagend, zerschmetternd und mitreißend. So öffnet sich im Wald eine kleine Lichtung.

Schneerutsche können gelegentlich von den Felsen her in den Wald eindringen und ein gleiches Bild der Zerstörung bewirken. – In den Lücken entwickelt sich eine üppige Flora. Neben den Schlagpflanzen kommen auffallend viele Fichten vor, die an diesen lichten Stellen die Tannen überwiegen. Sogar die liegenden Stämme der gefallenen Bäume werden dicht besiedelt, sobald sie etwas zu vermodern beginnen; beispielsweise fanden sich auf einem liegenden Stamm von 110 cm Durchmesser auf 12 m Länge und über 2 m über dem Boden rund 300 junge Fichten von einer Größe von 5–30 cm. Nirgends zeigt dieser Urwald über größere Strecken eine Gleichförmigkeit in der Struktur. In Gruppen und Grüppchen erneuert sich der Wald. Nicht nur die Lichtverhältnisse spielen dabei eine Rolle, sondern auch die stark wechselnden Verhältnisse im Untergrund. Die Gerölligkeit, die Steilheit des Hangs wechseln. Wenn ein Baum stürzt, so reißt er oft mit seinem Wurzelwerk ein großes Stück Boden mit sich. Er öffnet zwischen den sauern Humusschichten und dem vermodernden Holz eine Stelle, wo der neutral bis basisch reagierende Untergrund (Kalk und Flysch) wieder zutage tritt und bestimmten Pflanzen die Ansiedlung erlaubt. Der Gegensatz zwischen der Stille dieses Waldes mit den hohen, dunkeln Bäumen und der Dynamik, dem Kampf, der sich zwischen allen Pflanzen unerbittlich und langsam abspielt und den man deutlich herauslesen kann, macht das Durchstreifen dieses Waldes für den Besucher zum besondern Erlebnis. Vollends ist man in seinem Bann, wenn man etwa ein Ohnblatt (*Epipogium aphyllum* Sw.) findet, diese seltsame Orchidee ohne Blätter und Blattgrün, die jahrelang unterirdisch im Humus leben kann, um in einem günstigen Sommer den blassen Stengel mit den fahlen weißlichen Blüten aus dem dunkeln Boden zu recken ...»

Gros temps à Derborence – Schlechtwetter

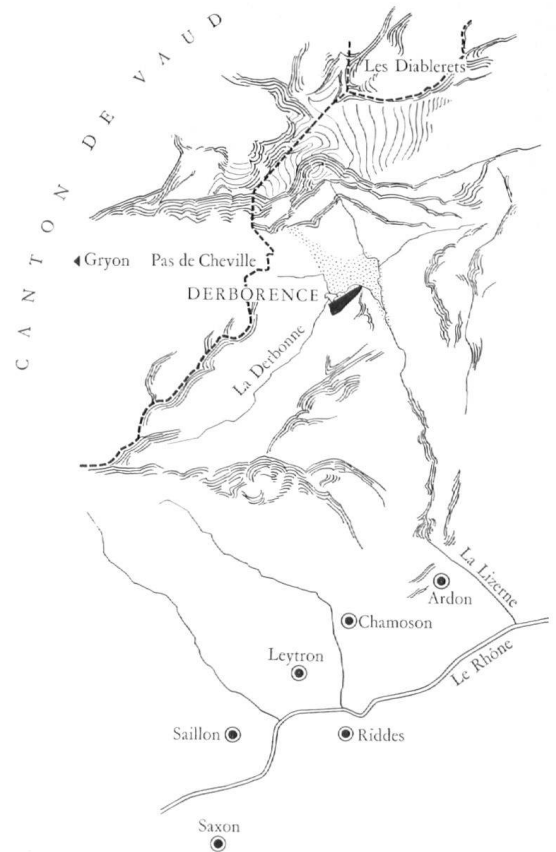
«Man muß eine alpine Landschaft in der ihr gemäßen Beleuchtung erlebt haben – erst dann enthüllt sie ihre wahre Art, ihren Charakter.» So hat mir vor Jahren ein greiser Bergkamerad gesagt. Wie recht er hat, ist mir vor wenigen Tagen im Kessel von Derborence aufgegangen.

Über Sitten hatte der Wind einen breiten Streifen aus dem Gewölk gerissen. Die Sonne brach durch und füllte das Tal mit Licht und Zuversicht. «Derborence hat ein Klima für sich!» meinte der Forstinspektor, der mit mir fuhr, besorgt. Und aus der Lizerne-Schlucht blickten wir in ein Wolkengebrodel, das sich zwischen den düstern Wänden gefangen hatte und keinen Ausweg fand. Regensträhnen zeichneten die abstürzenden Felsen; Schneeflocken wirbelten darein, und ein eiskalter Wind fuhr durch die Lärchenkronen. Die aufschießenden Steilflanken aber verblichen irgendwo im Grau.

Vom Bauplatz des unterirdischen Staubeckens des Kraftwerkes, das unterhalb des Bergsturzes angelegt wird, stapften wir den Pfad empor, der sich so gut er kann durch das Blockgetrümmer sucht. ‚Der Pionierwald!‘ ging es mir durch den Kopf: noch nach fast zweieinhalb Jahrhunderten ist die Schuttbahn des Bergsturzes erst mühsam überwachsen. Halbhohe Föhren, Lärchen, Espen, Birken, Tannen bilden ein Gehölz, das kaum den Namen ‚Wald‘ verdient und doch in seiner Art merkwürdig fremd anmutet. Silberwurz (*Dryas octopetala* L.) umspannt die Blöcke; ganze Gemeinden von Schneeheide (*Erica carnea* L.) haben sich angesiedelt, die dunkeln Blätter der Buchsblättrigen Kreuzblume (*Polygala chamaebuxus*) umziehen die ungeschlachten Quader – aber alle Blüten haben sich geschlossen, ist doch die Sonne fern.

Plötzlich legt sich der Hang zurück; eine Wegspur trennt sich gegen Norden, überspringt auf einem unbehauenen Stamm den Bach und öffnet unvermittelt den Blick auf den See. Betroffen halten wir inne: der Zusammenbruch des *Sex Diable-*

Orientierungskarte.
Der schwarze Fleck zeigt,
wo der Urwald von Der-
borence zu finden ist.



ret vom Herbst 1714 oder auch erst vom Jahre 1749 hat hier ein Idyll geschaffen. Und während jetzt die Wolken faserig werden und ein Lichtschein über das seichte Wasser huscht, wird uns bewußt, wie nahe sich doch Moll und Dur in dieser hochalpinen Gegend kommen. Drüben die grünen Matten, in welche da und dort, wie es der Zufall wollte, ein paar Alphütten getupft sind, mit blühenden Kirschbäumen gar, jetzt um die Juni-Mitte – hier aber ein scheinbar haltloses Durcheinander von Schutt und Riesenblöcken, von mächtigen verfaulenden Baumstämmen, durch die Lawine in den Grund geschleudert, durch das Schmelzwasser angetrieben und einen Holzwall formend, durch den das Wasser sich murrend und gischend einen Ausweg sucht. Doch schon hat uns der Nebel wieder alle Sicht genommen.

Kaum einen guten Flintenschuß vom untern Ende des Lac de Derborence trennt sich von jenem Pfad, der dem südlichen Ufer folgt, ein gut sichtbarer Alpweg. Er gibt auch dem, der sich nicht pfadlos durch die urweltliche Wirrnis wagt, einen Einblick in den Forst, der nun dank unserem Schokoladetaler für immerdar erhalten bleiben soll. Nur wenige Minuten eines harten Steigens: meterdicke Weißtannen ragen vor uns empor, moosbestanden, flechtenübersponnen, mit merkwürdig schmalen, dichten Kronen und einem Geäst, das durch Stürme, Schneedruck, Blitze zerrissen ist. Ja, jetzt sehen wir es selber: kreuz und quer liegen mächtige Stämme übereinander, zeigen keine Spuren von Säge und Axt, sondern sind vom Leben in Niedergang und Tod gewachsen, ohne daß eine menschliche Hand eingegriffen hat. Seit Jahren, seit Jahrzehnten wohl vermodert der Baum uns zu Füßen im moosüberzogenen Grund; längst haben sich Jungtännchen darauf angesiedelt, recken ihre frischgrünen Nadelbüsche stracks gegen das Licht – aus dem Tode wächst unaufhaltsam das Leben.

Und immer neue, packend urtümliche Szenen tun sich vor uns auf, je länger wir steigen, bis uns der tiefe Schnee an dieser Schattenlehne Einhalt gebietet. Noch

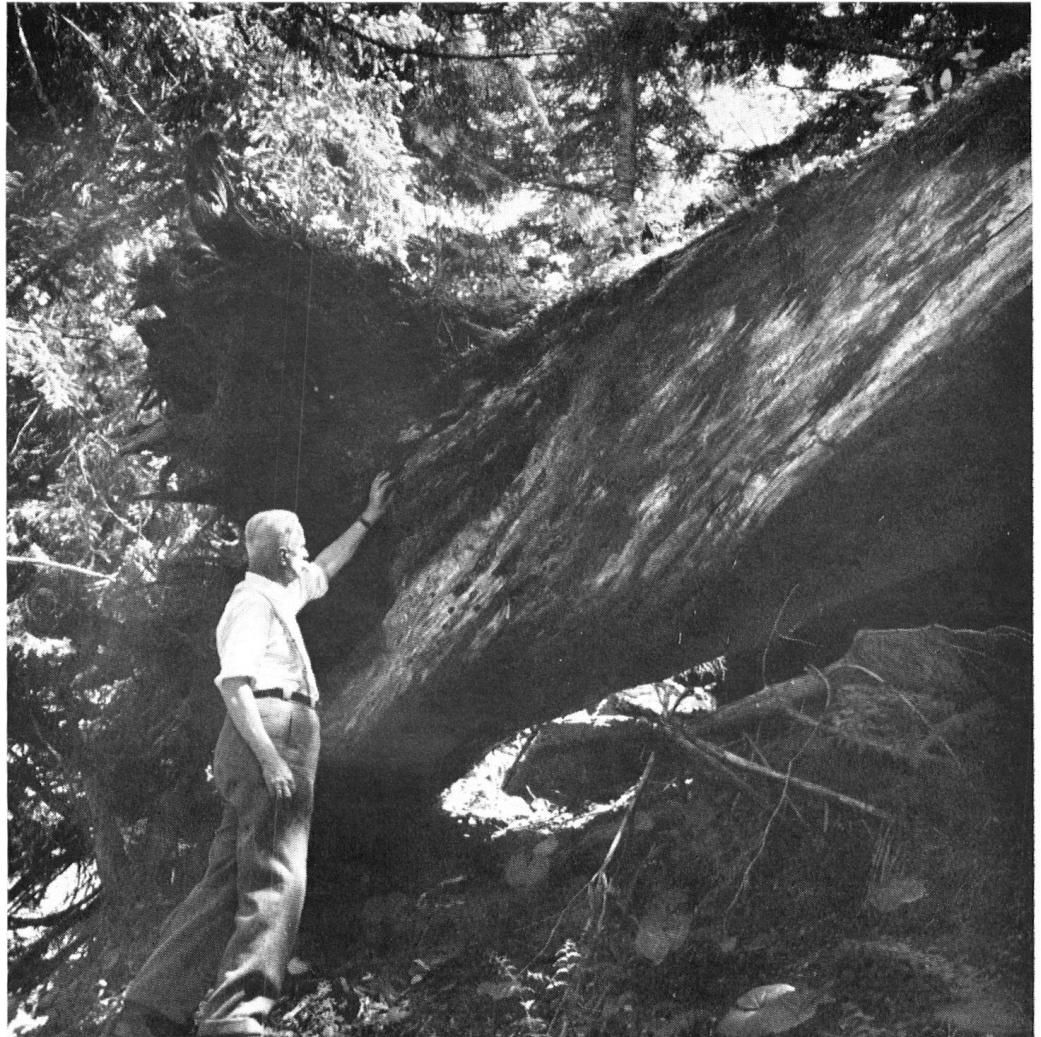


Vom untern Ende des Lac de Derborence, in welchem sich gestürzte Stämme und Lawinenholz zur natürlichen Sperre angesammelt haben, schauen wir auf einen der riesigen Trümmerhaufen des ‚Liapey‘, wie der Walliser Volksmund die düstere Stätte nennt. Der Trümmerkegel, der den See aufstaute, zieht sich rechts vom Beschauer kilometerweit das Tal hinab.

ahnen wir, wie der Pfad weiterführt: er zielt auf jenes schmale Band zwischen den jäh absinkenden Flühen, das die Natur – vielleicht schon vor Jahrhunderten oder Jahrtausenden – als selbstgeschaffenen Wildwechsel in die Steilwand schob, um ihren Gemsen den Übergang gegen die Sonnenseite leicht zu machen. Was konnte der Mensch Vernünftigeres tun, als ihrem Wink zu folgen?

Doch bevor wir uns zur Umkehr rüsten, noch einen Blick ringsum. Wir stehen hier ersichtlich in der Kampfzone des Bergwaldes von Derborence. Lawinen und Steinschlag, wilde Wasser nach plötzlich losgebrochenen Hochgewittern und nicht zuletzt der karge Grund lassen das Leben hier zu einem steten Ringen mit dem Tode werden. Und während jetzt auf einmal der Unterwind in die Wolken greift, daß sie flatternd zur Höhe fahren, öffnet sich vor uns ein Bild, das uns erschauern läßt: «Paysage lunaire, volcanique, étranagement inhumain; vision apocalyptique de fin du monde, de planète calcinée: roches dressées en parois colossales, tantôt sombres et noires, tantôt de la couleur du blé mur, tantôt d'une pâleur de cadavre. Roches fracassées, accrochées aux talus, puis étendues en longues traînées comme des ossements, étalées dans la plaine, amoncelées en blocs titanesques sur les bords.» So sagt Louis Seylaz, der ehemalige welsche Redaktor der ‚Alpen‘. Ist dies das wahre Wesen der Landschaft von Derborence? Ist darum sein Urwald so wild, so jenseits alles andern, was wir bisher erlebten, ja, ungebärdiger noch als die urtümlichsten Winkel des Schweizerischen Nationalparks im Unterengadin? Da schwingt aus den Wänden der Diablerets plötzlich ein langgezogener Seufzer her, den keiner von uns deuten kann. War es der Wind, der in den Wänden keucht? War es ein Tier in seiner Todesnot? Oder haben die Älpler recht, wenn sie sagen: «Tu n'as qu'à te souvenir comment la montagne s'appelle: Les Diablerets. Eh bien... c'est qu'// habite là-haut, sur le glacier, avec sa femme et ses enfants!»

«Gestürzte Riesentannen»
 – erst wenn man selber
 vor einem der mächtigen
 Bäume steht, wird dieser
 Ausdruck lebendig. Längst
 ist die Borke abgeblättert;
 das feste Weißtannenholz
 liegt offen da. Aber nur
 langsam schreitet die Ver-
 wesung vorwärts. Es wird
 noch Jahrzehnte währen,
 bis der mächtige Stamm
 im Grund versunken ist.



Wer durch den letzten
 Tannenurwald der Alpen
 pirscht, würde sich gar
 nicht sonderlich wundern,
 wenn er plötzlich einem
 Bären, einem Wolf, einem
 Luchs begegnen würde –
 so ‚karpatenhaft‘ wirkt
 dieser ungewöhnliche
 Forst auf uns. Nirgends
 im Schweizerischen Na-
 tionalpark des Unterenga-
 dins sind wir einer ebenso
 urgewaltigen Wildnis
 begegnet.



Kaum eine Woche später bin ich wieder droben. Und jetzt ist alles völlig anders, weil ein blankgescheuerter Nordwindhimmel sich über dem Talkessel von Derborence spannt. Nur ein paar leichte Wattewölklein haben sich in den Gratzacken gefangen, zerfasern und vergehen und bilden sich doch immer wieder neu. Über dem Schuttfeld unter dem Silbergrätchen des Gletschers liegt jetzt ein mildes, pastellblaues Licht und nimmt ihm all sein Grauen.

Und während ich jetzt durch den ‚Pionierwald‘ schreite, erkenne ich erst, was für ein überschäumender Blütenreichtum sich in den Nischen und den Mulden, in den feinen Blockritzen wie drüben im Baumschatten geöffnet hat. Der große Trupp der Bergwanderer folgt meist den ausgetretenen Geleisen; darum hat sich kaum einen Steinwurf nebenauss, in dieser Wirrnis ein Blumenflor erhalten, der eines Botanikers wie des einfachen Heimatfreundes Augen leuchten lassen. Was und wo er zu finden sei? Dies zu verraten bringen wir nicht über uns – wer suchen kann, der findet selber, was wir meinen.

Doch auch der eigentliche Urwald hat ein anderes Gesicht. Gleich dort, wo der Pfad in den Steilhang einbiegt, räkelt sich eine wunderschön gezeichnete Aspisviper auf dem Felsen. Die leichte Erschütterung unseres Bergschuhschrittes läßt sie lautlos unter die Steine gleiten – hier braucht sie ein Versteck nicht erst zu suchen. Vom See her kommt mit schwerem Flügelschlag ein Graureiher gestrichen. Für uns bedeutet es eine Überraschung, den Fischer hier auf 1450 Meter anzutreffen. Doch daß der urtümlich gebliebene Bergwald mancherlei Vogelvolk Heimat geworden ist, war zu erwarten. Unweit des Ufers steht ein kernfauler Tannenstamm. Von unten bis in sein sperriges Geäst ist er durchhöhlt und ausgehackt: der Schwarzspecht und wohl auch der Große Buntspecht waren hier am Werk. Aus dem wirren Nadelwerk der Weißtannen wispern Hauben-, Alpen-, Tannenmeisen. Gimpelruf erschallt von allen Seiten her. Tannenhäher mit ihrem weißbetropften Gefieder fallen auf den Einzelbäumen ein und gucken dummdreist unter sich: das erleben sie höchst selten, daß sich Zweibeiner aus dem Menschengeschlecht bis in ihre Jagdreviere wagen. Aus dem lockeren Gehölz in den Lawinbahnen sirrt ein Berglaubvogel in den Sommertag; Zaunkönige werfen ihre burschikose Melodie in die Waldstille und füllen sie mit frohgemutem Klang. Und wie wir jetzt auf eine heiße Steinschlagblöße treten, fliegen vor uns nicht nur Ringamseln und Misteldrosseln auf, sondern ein prächtiger Steinrötel – dieses südliche Juwel aus Rostrot und Schieferblau – schwingt sich abseits.

Ist nicht auch der Urwald jetzt anders geworden? Zwischen den dichten Kronen zwängen sich goldene Sonnenstrahlen durch, malen Kringel und Flecken in das Moos, füllen die Düsternis mit Licht und Leben. Freilich wirken die gefallen Riesenbäume nicht minder urwaldhaft; ja, jetzt erst, wo wir die Kreuz und Quere streifen können, erleben wir die Wildnis unmittelbar, schrecken jetzt ein Eichhörnchen, nun einen blauschwarzen Birkhahn auf und finden alle paar Dutzend Schritte Gemsenspuren. Und wie jetzt plötzlich knapp vor uns ein Dreizehenspecht und damit einer der seltensten Alpenvögel an einer flechtenüberzogenen Rottanne hängt, schwingt die Freude hoch, daß dieser Urwald fortan unser sein und bleiben soll.

Aber dann lockt uns der Zickzackpfad unwiderstehlich aufwärts. Der Schnee ist beinahe ganz vergangen; so klimmen wir denn ohne Aufenthalt empor – die Sicht wird immer weiter, immer luftiger, bis wir zwischen prachtvollen Lärchen gegen Süden und damit in die weltverlorene Alp ausbiegen. Die Sicht geht auf: durch die tiefgehauene Schlucht des Val de Triquent wachsen im Silberlicht des Sonnentages Dent Blanche, Matterhorn, Dent d'Hérens, Zinalrothorn und die ganze sprühende Gipfelfolge bis zum mächtigen Massiv des Grand Combin vor

Schneedruck, Altersschwäche, ein Lawinstoß mögen einen der jahrhundertealten Kämpfer stürzen lassen; dann bricht die Sonne ein, lockt aus dem Grund ein überschäumend reiches Blütenleben und gibt der sonst so schweren Düsternis ein helles Leuchten. Ganze Kolonien von anderwärts seltenen Gewächsen gedeihen in der unwegsamen Gegend – es ist ein Glück, daß sie nur finden kann, wer keine Mühe scheut; er aber wird hier nicht mit raffgierigen Fingern auf sie losfahren!



Zersplitterte Baumstrünke und Jungtännchen stehen in selbstverständlicher Nachbarschaft beisammen. So mag's geschehen, daß der Schwarzspecht handbreite Fetzen aus dem Faulholz schlägt, um köstliche Kerfe zu angeln – und dicht daneben zieht der Zaunkönig seine ein bis zwei Gramm schweren Nestlinge auf.





«Aus dem Tode drängt sich sieghaft das Leben!» Hundert-, tausendfach illustriert der Urwald von Derborence diesen Spruch. Haltlos versinken die toten Stämme im Grund; in ihren Rindenritzen aber sind die Samen zum Leben erwacht; ganze Tännchengenerationen finden Nahrung im vermodernden Baum: Es ist ein ewiges Werden, Wachsen und Vergehen.

uns empor. Aber auch die Nähe weiß uns zu fesseln: da sind nicht nur die sturmzerzausten Einzelbäume im Lärchenhain der Alp Grenier, sondern auch Gemsen. Noch ist die Alp ja nicht bestoßen; so treiben sich denn Böcke, Jährlinge und Muttertiere durch die blumenbesteckten Weiden und finden alles, was sie brauchen. Die Wechsel in die jähnen Flanken aber bringen sie rasch in Sicherheit.

Das zukünftige Naturschutzgebiet Derborence reicht nicht bis hier herauf. Doch bereits im Jahre 1911 wurde das ganze Tal als ein schon von Natur aus in sich geschlossenes Revier zum eidgenössischen Wildbannggebiet erklärt. Auf Waadtländer Boden schließt sich die Fortsetzung an: nicht weniger als 152 km² stehen unter vollständigem Jagdschutz; so haben denn im Laufe der Zeit an die sechshundert Gemsen hier Einstand gefunden. Die Murmeltiere haben eine sichere Wohnstatt, wenn nicht der regelmäßig streichende Steinadler – der fast Jahr für Jahr in der Gegend horstet – ihre Scharen zehntet. Ja, mehrere zuverlässige Ornithologen vermuten nicht ohne Grund, daß auch der so selten gewordene Uhu noch irgendwo unter einer Balm sein Gelege birgt.

Seit dem 2. Juli 1955 stehen aber auch 15 ha dieses für die Schweiz einzigartigen Wildforstes unter vertraglich vereinbartem Schutz; doch erst mit dem Ankauf wird die Unberührbarkeit des ganzen rund 50 ha umfassenden Urwaldgebietes für alle Zeit gewährleistet sein. Auch in dem heute noch ungeschützten Gebiet hat seit Jahrzehnten, wenn nicht seit Jahrhunderten, die Natur das Werden, Wachsen und Vergehen bestimmt und uns damit Einblick in ein Geschehen gegeben, das wir bei



Aus der obersten Kampfzone des Urwalds von Derborence blicken wir zur Tour St-Martin im Diablerets-Grat hinüber.

unsern vielen Streifzügen durch das Heimatland noch nirgends in gleicher Ausdehnung, in ähnlicher Unmittelbarkeit erlebt.

Und nun sollen unsere Bilder reden. Sie werden unsere Leser davon überzeugen, daß – aller Ungeheuerlichkeit des Bergsturzes der Diablerets zum Trotz – aufs Ganze gesehen doch der Walliser Dichter Maurice Zermatten recht behält, wenn er begeistert ausruft: « Derborence est l'un des coins les plus merveilleux de notre pays! »

Willy Zeller

*Der ‚Derborence-Taler‘
von Bildhauer
Carl Fischer, Zürich.*

